

Märtyrer: Verpflichtende Erinnerung für eine versöhnte Zukunft

I Die Erlebnisgeneration

In der Erlebnisgeneration des Dritten Reiches gab es im „furchtbaren Gnadenjahr“ 1945 (Reinhold Schneider) innerhalb wie außerhalb Deutschlands nicht den geringsten Zweifel, dass die Zeit des Nationalsozialismus ein gewaltiges Maß an Schuld hinterlassen hatte. Die Frage, die umstritten war und ist, ist die Frage, wer daran welchen Anteil hatte. Die Ordensschwester Isa Vermehren, die persönlich in einem Konzentrationslager inhaftiert war, beschrieb das Dilemma in ihrem „Zeugnis aus dunkler Vergangenheit“ so: „In der Nazi-Zeit blieb man nicht leicht unschuldig. Blieb man es in den Augen der Nazis, war man es kaum vor dem eigenen Gewissen – blieb man es vor dem eigenen Gewissen, gelang es kaum in den Augen der Nazis.“

Kirche und Katholiken sahen sich damals - in der weit überwiegenden Mehrheit – gemeinsam auf der Seite der Opfer. Das Spektrum der Selbstwahrnehmung reichte dabei von der Einschätzung des KZ-Gefangenen und späteren Münchner Weihbischofs Neuhäusler

„Der Widerstand war kräftig und zäh, bei hoch und nieder, bei Papst und Bischöfen, bei Klerus und Volk, bei Einzelpersonen und ganzen Organisationen.“ (Weltanschaulicher Widerstand)

bis zur Gewissenserforschung des lange Jahre mit Rudolf Heß befreundeten Albrecht Haushofer, der nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und später von der SS erschossen wurde:

In einem Sonett aus Moabit schreibt Haushofer:

„Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mir Schuld benennen wird ...

Doch schuldig bin ich anders als ihr denkt
Ich musste früher meine Pflicht erkennen
Ich musste schärfer Unheil Unheil nennen
Mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt
Ich klage mich in meinem Herzen an:
Ich habe mein Gewissen lang betrogen
Ich hab mich selbst und andere belogen
Ich kannte früh des Jammers ganze Bahn
Ich hab gewarnt- nicht hart genug und klar
Und heute weiß ich, was ich schuldig war.“

Zeitgenossen wie Werner Bergengruen oder Romano Guardini ist es zu danken, dass unmittelbar 1945 und in den ersten Nachkriegsjahren ein schonungsloser Vergangenheitsdiskurs der deutschen Katholiken stattgefunden hat, der allerdings in seiner Reichweite beschränkt blieb. Sie hatten das persönliche Format und die geistigen Voraussetzungen, der Vergangenheit ins Auge zu sehen. Für sie ging es um die Klärung existentieller Grundfragen, um die Einsicht in die längerfristigen Ursachen der beispiellosen menschlichen Katastrophe. „All das Furchtbare ist doch nicht vom Himmel gefallen – sagen wir richtiger, aus der Hölle heraufgestiegen! [...] Ungeheuerlichkeiten von solcher Bewusstheit [...] kommen aus Verstörungen und Vergiftungen, die seit langem am Werk sind.“ (Guardini).

Auf den ersten Blick ist es erstaunlich, dass am Ende der Hitlerdiktatur die Widerstandskämpfer und die Märtyrer des Dritten Reiches auch bei den Nachdenklichen nicht besonders populär waren.. Widerstandskämpfer standen bei denen, die keinen Widerstand geleistet hatten, allein schon deshalb in keinem guten Ruf, weil sie die Erinnerung wach hielten, dass Widerstand möglich gewesen wäre. Wer überlebt hatte, fühlte sich oft schuldig, weil er sich zur Elastizität im einzelnen entschieden hatte und die Treue für das

Grundsätzliche reserviert hatte. Die Märtyrer zeugten für eine lebensgefährliche Alternative.

II Die Nachgeborenen

Bezogen auf das Dritte Reich haben wir inzwischen den Übergang von der Erlebnisgeneration zur Gedenkkultur erlebt, von der „gegenwärtigen“ Vergangenheit der Zeitgenossen zur „reinen“ Vergangenheit der Nachgeborenen (Reinhart Koselleck). Die Vertreter der Erlebnisgeneration hatten bis dahin für sich eine empirisch abgesicherte, farbige Erinnerung beansprucht als sie sie den Nachgeborenen zubilligten, die diese Zeit nicht aus eigener Erfahrung kennen.

Als Dritte im Bunde strebte dann die wissenschaftliche Zeitgeschichtsforschung ihrerseits eine umfassendere, objektivere Erkenntnisqualität an, als sie die individuelle Geschichtserfahrung der Zeitzeugen bieten kann.

In den geschichtspolitischen Auseinandersetzungen geht es um die Deutungshoheit zwischen zeitgenössischem Erinnern und wissenschaftlicher Erkenntnis

Die Spannung zwischen Geschichte, Geschichtswissenschaft und Geschichtspolitik oder zwischen Wahrheitsanspruch, Suche nach Gerechtigkeit und interessegeleiteten Urteilssprüchen prägt auch die verschiedenen Phasen und Interpretationen der Rolle der deutschen Katholiken im „Dritten Reich“ seit 1945.

III Solidarität mit den Vorfahren

Walter Benjamin (1892-1940) hat 1940 in seiner Abhandlung „Über den Begriff der Geschichte“ Gegenwart und Vergangenheit durch die „Erfahrung des Eingedenkens“ verbunden; die Lebenden stehen dadurch mit den ungesühnten

Opfern der Geschichte in einer moralischen Gemeinschaft, das Abgeschlossene, das, was historisch vorbei ist, wird zu einem Unabgeschlossenen. Benjamin spricht von der „Solidarität der Nachgeborenen mit ihren Vorfahren“ und davon, „daß diese Solidarität nur durch Eingedenken bezeugt und bewirkt werden kann.“

Benjamins Überlegung schließt eng an die jüdische Weisheit an: „Das Geheimnis der Versöhnung ist die Erinnerung.“ Bis in die Rede Richard von Weizsäckers zum 8. Mai 1985 und bis in das spektakuläre vatikanische Schuldbekenntnis am Palmsonntag 2000 spielt diese jüdische Weisheit inzwischen auch im christlichen Gedenken an den Holocaust eine wichtige Rolle.

In diesen Zusammenhang gehört auch der theologische Einfluss von Hans Urs von Balthasar. Von Balthasar sprach von der „Last der Toten“, die wir in fortwirkender Verantwortung weitertragen müssen.. Die subjektive Verantwortung jedes einzelnen für seine Taten erlösche zwar mit seinem Tod, gleichwohl gebe es eine fortdauernde Haftung der Nachgeborenen für die Handlungen früherer Generationen. Die kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit einer Gemeinschaft, der man selbst angehört, sei deshalb kein Selbstzweck, sondern eine wichtige Voraussetzung für Entschuldigung und Versöhnung, die sich nicht von alleine einstellen, um die sich jeder einzelne aktiv bemühen müsse. „Die Solidarität des heutigen Christen mit den Toten bürdet ihm Bußen für vergangene Fehler auf, die er nicht nur widerwillig, die er geduldig und an einer verborgenen Stelle sogar dankbar tragen sollte; wer weiß, wie er sich ins neunte oder vierzehnte Jahrhundert gestellt benommen hätte“

.IV Geschichtspolitik und Wissenschaft

Die zeitgeschichtliche Katholizismusforschung hat in den letzten siebzig Jahren eine beispiellose Zahl wissenschaftlich anerkannter Untersuchungen vorgelegt: Editionen, Biographien, Dokumentationen, Darstellungen zur politischen

Geschichte, zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, zur Theologie und Kirchengeschichte. Die Fülle der zeitgeschichtlichen Forschungsergebnisse wird aber in einer einseitigen Kommunikationssituation nur selektiv wahrgenommen und rezipiert. Die deutschen Katholiken haben sich dadurch in der öffentlichen Meinung und im wissenschaftlichen Diskurs seit Anfang der 1960er Jahre in eine anhaltende Image-Defensive drängen lassen, in der sie schrittweise vom Opfer zum Täter mutierten. Kritiker werfen der Kirche vor, sie habe durch Verkündigung und Erziehung die Gläubigen kaum zu eigenverantwortlichem Handeln befähigt. Als Konsequenz aus dem Reichskonkordat sei die Verpflichtung zur Loyalität gegenüber dem Deutschen Reich vorrangig gewesen gegenüber der Ermunterung zu politischem Widerstand.

Parallel zu dem Wandel des Urteils über die Rolle der Kirche im Dritten Reich und parallel zu dem wachsenden Einfluss der politischen Theologie veränderte sich Anfang der 1970er Jahre auch die Zusammensetzung des „Märtyrer-Barometers“. Die Repräsentanten der „Täterin“ Kirche eigneten sich nicht mehr so gut als leuchtendes Vorbild wie die Kritiker – von Heinrich Böll über Che Guevara, den „Heiligen ohne Gott“, bis zu Oscar Romero und den Kriegsdienstverweigerer Franz Jägerstätter. Der zunächst ausschließlich theologisch definierte Märtyrer-Begriff wurde dadurch politisch aufgeladen und vorübergehend in seiner späteren Verwendung sogar für die politische Arena reserviert. Auf dem Höhepunkt dieser inzwischen wieder abgeebten inflationären Verwendung beanspruchte die Szene sogar für die Terroristen auf dem Fahndungsplakat für die RAF den Märtyrerstatus.

V Gesteuertes Vergessen und organisierte Erinnerung

Die Nationalsozialisten hatten versucht, den Begriff des Märtyrers für die „Märtyrer der Bewegung“, die Toten des Hitlerputsches, zu reservieren und die christlichen Märtyrer zu kriminalisieren. Besonderes Engagement zeigten dabei

der Chefideologe Rosenberg und Heinrich Himmler, aktenmäßig belegt bereits nach der Ermordung des Leiters der Katholischen Aktion in Berlin, Ministerialrat Klauseners 1934.

„Die Kirche hat jeden erschlagenen Missionar zum Märtyrer gestempelt, zum Heiligen ernannt. Selbst als der von der christlichen Überlieferung als Jude hingestellte Emmeran die Tochter des Bayernherzogs vergewaltigte und deshalb erschlagen wurde, erklärte die unfehlbare Kirche dieses schmachvolle Ende als ein Sterben für den Glauben, Heute ist Emmeran ein Heiliger, der im frommen Regensburg angebetet wird.“ (Rosenberg). „In unseren Tagen ist es nicht mehr möglich, zum Märtyrer zu werden. Dafür sorgen wir schon. Wir machen es so, dass Leute dieser Art vergessen werden.“ (Heinrich Himmler 13.2.1941).

Die seit der Antike bekannte *damnatio memoriae*, die Verdammung des Andenkens, hatte den Zweck, eine Person für immer aus dem Gedächtnis zu tilgen, indem man nicht mehr an sie erinnerte. Als Herostratos in Ephesus versuchte, sich unsterblich zu machen, zündete er eines der Sieben Weltwunder, den Tempel der Artemis, an. Vor seiner Hinrichtung wurde der Brandstifter über das Scheitern seiner Aktion informiert; sein Name durfte fortan öffentlich nicht mehr erwähnt werden.

„Es ist etwas Unheimliches um das kurze Gedächtnis der Menschen“, „nach kaum drei Jahren können sie sich „nicht mehr erinnern“, schrieb Kardinal Faulhaber 1946. Um das „andere“, das „bessere“ Deutschland und die anti-nationalsozialistische Haltung der Kirche zu dokumentieren, veranlassten alle deutschen Bischöfe bereits 1945/1946 in allen Pfarreien eine entsprechende Materialsammlung durchzuführen.

Im Bistum Berlin fand erstmals am 9. September 1945 eine Gedenkfeier statt, ein Pontifikalrequiem „für die als Opfer ihrer Überzeugung unter dem Nationalsozialismus gestorbenen Priester und Gläubigen des Bistums“.

Anlässlich des 78. Katholikentages 1958 in Berlin wurde in allen Kirchen Deutschlands eine Kollekte gehalten, die den Grundstock für den Bau von

„Maria Regina Martyrum“ bildete, der „Gedächtniskirche der deutschen Katholiken zu Ehren der Blutzegen für Glaubens- und Gewissensfreiheit in den Jahren 1933–1945“ unweit der Hinrichtungsstätte Plötzensee in Berlin. Am 4./5. Mai 1963 – wenige Wochen nach der Uraufführung des Trauerspiels von Rolf Hochhuth „Der Stellvertreter“ – wurde Regina Martyrum - Zum Gedenken an Erich Klausener, Bernhard Lichtenberg, Alfred Delp und alle Blutzegen, denen ein Grab verweigert wurde, - eingeweiht.

VI Widerstand, Abstand und kooperativer Antagonismus

In einer Zwischenbilanz der Widerstandsforschung definierten Klaus Gotto, Hans Günter Hockerts und Konrad Repgen 1980 ein vierfach abgestuftes Begriffsfeld von Widerstand – mit zwei defensiven Varianten: punktueller Unzufriedenheit bzw. Resistenz und Nicht-Anpassung, und zwei offensiven Formen: Protest und aktiver politischer Widerstand. Hockerts und Repgen haben inzwischen den Begriff „Abstand“ neu in die Diskussion eingeführt. „Die Standards des katholischen Milieus bewirkten nicht ohne weiteres „Widerstand“, wohl aber einen Abstand, aus dem Verhaltensweisen der Verweigerung, des Protests und des aktiven Widerstands erwachsen konnten.“ Dazu bedurfte es aber stets persönlicher Glaubens- und Gewissensentscheidungen, die einer kleinen Überzeugungselite vorbehalten blieben.

Die intensive Forschung nach Zwangsarbeitern in katholischen Einrichtungen öffnete ab 2000 auch für die Widerstandsforschung neue zeitliche und inhaltliche Perspektiven. Mit dem geläufigen Vokabular aus den Untersuchungen zu den Friedensjahren lassen sich Fragen aus der Gemengelage der Kriegsjahre nur unzureichend beantworten. „Kollaboration“ reicht ebenso wenig aus wie „Widerstand“, um das Verhalten der katholischen Kirche in der Kriegsgesellschaft angemessen zu beurteilen. Die kirchlichen Einrichtungen, Klerus, Ordensangehörige und Katholiken positionierten sich eindeutig gegen

die totalitäre Diktatur und Ideologie des Nationalsozialismus, waren gleichzeitig aber auch Teil einer sich radikalierenden Gesellschaft im Krieg. Der Klostersturm von reichsweit mehr als 300 Einrichtungen, die Ausweisung von weit über 10.000 Ordensleuten und die Ermordung von über 1034 Geistlichen in KZ-Haft ereigneten sich zeitgleich mit der Einrichtung von sog.

„Unternehmerlazaretten“ in leer stehenden Klostergebäuden, für die Wehrmacht und Klöster Besorgungsverträge schlossen. Um die darin zugesicherte Ernährung der Soldaten sicherzustellen, forderten die Klöster dann Zwangsarbeiter an, die die zur Wehrmacht eingezogenen eigenen Arbeitskräfte in der Klosterlandwirtschaft ersetzen sollten.

.Das Kreuz kämpfte gegen das Hakenkreuz und gegen den Sowjetstern. Dennoch konnte der Eindruck einer wenigstens partiellen, gegenseitigen Unterstützung von Nationalsozialismus und katholischer Kirche entstehen, weil auf der Seite des Regimes die geplante und beschlossene Vernichtungsoffensive aus taktischen Gründen während der Kriegsjahre nicht begonnen wurde. Adolf Hitler entschied sich in verschiedenen Krisensituationen jeweils dafür, die Abrechnung mit der katholischen Kirche auf die Zeit nach dem Endsieg zu verschieben, und überließ bis dahin das Vorfeld den religionspolitisch radikalen Akteuren Himmler, Bormann oder Goebbels. Der kooperative Eindruck konnte auch entstehen, weil von kirchlicher Seite versäumt wurde, die grundsätzlichen Differenzen z.B. im Verständnis von Treue und Ehre, Vaterland oder Antibolschewismus auch institutionell durch einen deutlichen Abstand zu betonen.. Hirtenbrief-Aufforderungen zu Vaterlandsliebe, Treue und Opferbereitschaft festigten so Verpflichtungen, die traditionell gegenüber einer legitimen staatlichen Autorität galten, auch einem Staat gegenüber, der durch einen rassistischen Vernichtungskrieg den Anspruch darauf völlig eingebüsst hatte. Die grundsätzliche Differenz bestand aber nicht nur in den Mitteln, sie erstreckte sich auch auf die Ziele. Die Bezeichnung dieser Strategie als „kooperativer Antagonismus“ benennt und gewichtet die Anteile des

Gemeinsamen und des Gegensätzlichen besser als die bisher verwendeten Begriffe.

VII Ein Selbstmordattentäter ist kein Märtyrer

Wir bewegen uns mit unserem Interesse an den Märtyrern in einem Grenzbereich menschlicher Möglichkeiten, im Ausnahmefall, nicht in der Regelwirklichkeit, und wir bewegen uns auch im Grenzgebiet verschiedener Wissenschaften und Zuständigkeiten, z.B. der Geschichte und der Theologie. In der Auseinandersetzung mit den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts wurden Christen zwar aus christlicher Überzeugung zum politisch handelnden Gegner, für ihre Vorbildfunktion als Märtyrer ist aber nicht ihr politischer Widerstand ausschlaggebend, sondern ihr Glaubenszeugnis. Daraus können sich Spannungen ergeben. Solche wichtigen Unterscheidungen zeigen sich auch sprachlich.. Der Märtyrer verteidigt sich z.B. nicht, er legt auch vor Gericht kein Geständnis ab, sondern ein Bekenntnis, er leistet nicht Widerstand, sondern ist Zeuge der Wahrheit. Von diesem theologisch definierten „Märtyrer“ führt kein Weg zu einem Terroristen oder zu den „Märtyrern des Himmels“, die am 11. September 2001 bei ihrem Anschlag auf das World Trade Center 3000 Menschen in den Tod rissen..

VIII Märtyrer der Versöhnung: Edith Stein und Maximilian Kolbe

Bedingt durch die Seligsprechungen von zwei Glaubenszeugen des Dritten Reiches – Edith Stein und Bernhard Lichtenberg - wurde im Rahmen der Pastoralreise des Papstes nach Deutschland 1987 eine Art Zwischenbilanz zum Thema „Katholischer Kirche und Nationalsozialismus“ gezogen.

Bei der Begrüßung des Hl. Vaters vor der Seligsprechung der Karmelitin Edith Stein im Müngersdorfer Stadion in Köln erwähnte Kardinal Höffner aus gutem Grund den polnischen Franziskanerpater Maximilian Kolbe, der 1971 selig- und 1982 von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen worden war. „Wie der

Märtyrer von Auschwitz, Maximilian Kolbe, Fürsprecher bei Gott ist für die Versöhnung von Polen und Deutschen, so möge die Märtyrerin von Auschwitz, Edith Stein, Fürsprecherin sein für die Versöhnung zwischen Juden und Deutschen.“

Die Selig- und Heiligsprechung des Franziskanerpaters Kolbe war das Paradebeispiel für den erfolgreichen Abschluss jahrzehntelanger deutsch-polnischer Bemühungen. Bereits beim ersten Besuch einer polnischen Bischofsdelegation in der Bundesrepublik Deutschland 1978 hatte Kardinal Wojtyła – wenige Wochen vor seiner Wahl zum Papst – für eine Predigt das Thema: „Unser gemeinsamer Weg“ gewählt. „Wenn die Kirche einmal die Schwester Benedikta vom Kreuze auf die Altäre erheben wird, worum der deutsche Episkopat, von polnischen Bischöfen unterstützt, sich bemüht, so werden sie beide: Maximilian Kolbe und Edith Stein, uns allen, Polen und Deutschen, zurufen, von demselben Ort des Märtyrertodes, den sie erlitten haben, ohne voneinander zu wissen: „Wollet doch des Evangeliums Christi würdig leben!“ Die bewegende Kraft dieses Rufes wird dann noch viel mächtiger sein.“

Bei seinem ersten Papstbesuch hatte Johannes Paul II. dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz eine Reliquie von P. Kolbe als Geschenk der Weltkirche an die deutschen Katholiken überreicht. Kardinal Höffner betete am 5. Juni 1982 in der Todeszelle des Seligen Maximilian Kolbe, „dessen baldige Heiligsprechung als Märtyrer wir erhoffen“, bei seinem Besuch in Polen im Juni 1982 unterzeichnete er mit dem polnischen Episkopat ein gemeinsames Gesuch, Maximilian Kolbe als Märtyrer heilig zu sprechen. „Wir wollen uns gemeinsam für die Erneuerung Europas im Geist Jesu Christi des Gekreuzigten einsetzen. Möge Europa mithelfen, die Botschaft der Liebe und der Gerechtigkeit in der Welt zu verwirklichen.“ Höffner stand auch an der Spitze der deutschen Delegation, die am 10. Oktober 1982 zur Heiligsprechung Maximilian Kolbes

nach Rom fuhr, und hielt die Predigt bei einem gemeinsamen Dankgottesdienst im Petersdom.

IX Zeugen einer besseren Welt

Papst Johannes Paul II. widmete dem Zusammenhang von Vergangenheit und Zukunft zeitlebens hohe Aufmerksamkeit. Sich auf die Vergangenheit besinnen, hieß für ihn, sich der Zukunft verpflichten. An der Schwelle zum neuen Jahrtausend forderte er unter ausdrücklichem Bezug auf Hans Urs von Balthasar eine „Reinigung des Gedächtnisses“, um „die Spuren der Gegenwart Gottes in unserer Zeit“ besser erkennen zu können. „Die Anerkennung der Abweichungen in der Vergangenheit“, so der Papst, „trägt auch dazu bei, unsere Gewissen angesichts heutiger Verwicklungen wieder zu wecken, und jedem den Weg der Versöhnung zu öffnen.“ Im Bewusstsein der Glaubensgemeinschaft, so der Papst, „tragen wir alle die Last der Irrtümer und der Schuld derer, die uns vorausgegangen sind, auch wenn wir keine persönliche Verantwortung dafür haben.“ (Incarnationis mysterium, 15).

Die 2000 Jahre Christentum sind nicht nur eine Schuldgeschichte, sondern auch durch das beispielhafte Zeugnis jener geprägt, die in Bedrängnis an ihrem Glauben festgehalten haben und dafür mit Verfolgung, Gefangenschaft und dem Einsatz ihres Lebens bezahlen mussten. Durch jährliche Gedächtnisfeiern an ihrem Todestag, ihrem „Geburtstag“ für den Himmel, wurde ihr Beispiel in Erinnerung gehalten; daraus entwickelte sich eine vielfältige Praxis der Märtyrerverehrung, der Märtyrer wurde zum orientierenden Beispiel eines vorbildlichen Christen schlechthin. Nach einem Wort Tertullians galt das Blut der Glaubenszeugen geradezu als Samen für neue Christen. Über den Gräbern von Märtyrern wurden häufig Kirchen gebaut und Altäre errichtet, die zu den bedeutendsten Stätten der Christenheit gehören. „Unser nunmehr zu Ende gehendes Jahrhundert“, schrieb Johannes Paul II., „hat vor allem als Folge des Nationalsozialismus, des Kommunismus und der Rassen- und Stammeskämpfe

zahllose Märtyrer hervorgebracht.“ (Incarnationis,18) „Am Ende des zweiten Jahrtausends ist die Kirche erneut zur Märtyrerkirche geworden. Die Verfolgung von Gläubigen - Priestern, Ordensleuten und Laien - hat in verschiedenen Teilen der Welt eine reiche Saat von Märtyrern bewirkt ... Das ist ein Zeugnis, das nicht vergessen werden darf.“ (TMA,33)

X Vermächtnis für die Zukunft

Das Vermächtnis für die Zukunft ist letztlich ein Auftrag für die jeweilige Gegenwart. Romano Guardini hat bei der Enthüllung eines Denkmals für Prof. Kurt Huber (Weiße Rose) daran erinnert, dass eine solche Ehrung zur bloßen Geste wird, wenn wir nicht auch zu erkennen suchen, wo die Forderung der gleichen Freiheit für uns liegt, und bereit sind, sie zu erfüllen. Erik Peterson schrieb 1937 in „Zeuge der Wahrheit“: „Wer denkt nicht mit einem gewissen Unbehagen an jene Mahner, die uns an eine Verpflichtung erinnern, von der wir nicht wissen, ob wir sie einhalten werden.“ Aus gutem Grund hat Papst Johannes Paul II. an der Jahrtausendwende aus jedem Land Martyrologien angefordert. In Deutschland haben 135 Mitarbeiter über 700 Lebensbilder zusammengetragen. Voraussetzung für die Aufnahme der Botschaft ist nämlich das Wachhalten der Erinnerung, Jeder lebt nur solange, wie der letzte lebt, der sich an ihn erinnert. Und: Erinnerung ist das Geheimnis der Versöhnung.